

# Omikron

**O**mikron! Die seit Kurzem dominante, hochansteckende Variante des Coronavirus breitet sich auch in Berlin rasant aus. Franziska Giffey (SPD) hat ein Monitoring für die kritische Infrastruktur einrichten lassen, der Großteil steht derzeit auf „Gelb“, Krankenstand bei gut 15 Prozent. Noch sei das handhabbar, versichert die Regierende Bürgermeisterin – und hofft auf einen milden Verlauf für ihre Stadt. Kliniken und Feuerwehreinheiten sich auf weitere Personalausfälle vor, BVG und S-Bahn fahren bereits mit dezimierten Fahrplänen, die Berliner Polizei hat Pandemiestufe 1 von 3 ausgerufen.

Derweil steigt die Sieben-Tage-Inzidenz ins Beispiellose, in Mitte klettert sie Richtung 3000, wird diese Marke im Laufe der letzten Januarwoche sogar passieren – ein nationaler Höchstwert.

Wie rettet sich Berlin durch den zweiten Corona-Winter? Szenen einer Stadt im Alarmzustand.

**7.29 Uhr. Intensivstation, Vivantes Klinikum, Spandau**  
Eigentlich beginnt Marek Ronkowskis Schicht erst in einer halben Stunde. Trotzdem sitzt der Stationspfleger seit 6.30 Uhr in seinem Büro. Während Krankenträger die dunkle Auffahrt der Intensivstation emporkommen, erstellt der 59-Jährige Pläne: Wer übernimmt welche Schicht? Wo muss jemand vertreten werden?

Seit die Omikron-Welle über Deutschland rollt, fallen auf Ronkowskis Station im Vivantes Klinikum Spandau immer mehr Pflegekräfte aus. „Noch geht es“, sagt er, „aber ich muss darauf achten, dass die Pflegekräfte, die gesund sind, nicht zu viele Überstunden machen.“ Auch hierfür gibt es ein Ampelsystem, bei dem einige Mitarbeiter schon auf „Gelb“ stünden: 40 Überstunden im Monat. Nicht alle krankgemeldeten Mitarbeiter hätten Corona, sagt Ronkowskis. Manche seien anderweitig krank, andere in Quarantäne – dritte hielten der hohen Arbeitsbelastung nicht stand. „Ich stecke den Druck ganz gut weg“, sagt der Pflegeleiter. „Schlaflose Nächte habe ich trotzdem manchmal.“

Arbeiten, das heißt für Ronkowskis vor allem: die Arbeit der Pflegekräfte organisieren. Bis er vor zweieinhalb Jahren Pflegeleiter wurde, war Ronkowskis selbst einer von ihnen. Die Arbeit „am Bett“ fehle ihm, in den ersten beiden Wellen sei er ab und zu eingesprungen. „Die aktuelle Situation bringt uns alle an die Belastungsgrenze und manchmal leider auch darüber hinaus“, sagt Ronkowskis. „Ich setze deshalb alles daran, das Team zu motivieren.“

**7.58 Uhr. Kant-Gymnasium, Spandau**  
Schulleiter Marc Vehlou steht im Royer des Kant-Gymnasiums und begrüßt die letzten SchülerInnen, die in der Morgendämmerung ins Gebäude hasten. Viele sind es nicht. Das Gymnasium hat, wie viele Spandauer Schulen, den Wechselunterricht eingeführt, um den hohen Infektionszahlen beizukommen. Auf der Schulwebsite hat Vehlou einen Zähler eingerichtet. Aktuelle Fälle: 30. Präventiv in Quarantäne: 29.

„Letzten Winter hatten wir immer mal wieder zwei, drei Fälle“, sagt Vehlou, Omikron sei eine neue Größenordnung. Auf einem Flipchart in seinem Büro führt der 48-Jährige Buch über sein Schnelltest-Inventar. Wie alle Schulleiter ist er längst nicht mehr nur Pädagoge, sondern auch Pandemie-Manager – und Leittragender des Kommunikationschess der Bildungspolitik.

Dass der Senat Tage vor den Winterferien die Präsenzpflicht aufgehoben hat, findet Vehlou in Ordnung. Ihn ärgert aber, und Vehlou formuliert das äußerst diplomatisch, dass Gesundheitsämter und Senat nicht „mit einer Stimme sprechen“. Mit der neuen Regelung, nach der Kontaktpersonen infizierter Schüler nicht in Quarantäne müssen, hatten die Amtsärzte die Bildungsverwaltung völlig überumpelt. Mit der suspendierten Präsenzpflicht verhielt es sich andersrum.

Im Sekretariat fragt Vehlou, wie viele Eltern ihre Kinder heute zu Hause gelassen hätten. Fünf bis zehn sind es, bei einer Schülerschaft von 735. Die Sekretärin hat ein anderes Problem: Sollen die Schüler, deren morgendlicher Schnelltest positiv ist, weiter zum PCR-Test geschickt werden? Auch Vehlou ist sich unsicher. „Beim Gesundheitsamt ist dauerbesetzt“, seufzt die Sekretärin und drückt noch mal die Durchwahltaste.

Vehlou ist meist vor 7.30 Uhr in der Schule, regelmäßig kommt er erst nach 19 Uhr wieder los. Dennoch wirkt der Schulleiter relativ gelassen, dank zwei Jahren Pandemie-Erfahrung. Auch die gelegentlichen Konflikte mit Eltern – eine „Querdeckerin“ nahm unlangst ihr Kind von der Schule – steck er weg. Er frage sich nur manchmal: „Gehen uns vielleicht doch Kinder verloren, wenn die nicht zur Schule kommen?“

**9.48 Uhr. Impfzentrum Messe, Charlottenburg**  
Vor dem Impfzentrum auf dem Messegelände sind mehr Security-Leute als Impfwillige zu sehen. „Vor Weihnachten war hier die Hölle los“, sagt ein Mitarbeiter. Heute sieht es bislang mau aus. Gut 74 Prozent der Berliner Bevölkerung sind vollständig geimpft, rund 52 Prozent geboostert, in bundesweiten Vergleich ist das oberes Mittelfeld – und wenig für Herdenimmunität.

Norman Schumacher ist einer der wenigen, die sich an diesem Morgen impfen lassen. Mit seiner Mutter ist der 31-Jährige aus Hellersdorf hergefahren, um seine Boosterdosis zu erhalten. Sein Vater habe Krebs, sagt Schumacher, sei durch Corona besonders gefährdet: „Ich möchte doch, dass er noch ein paar Jährchen hat.“

Erst vor einem Dreivierteljahr sei ein Arbeitskollege auch er ein Krebspatient, schlagartig an Covid-19 gestorben, berichtet Schumacher, der im Objektschutz in Mitte arbeitet. „Nach der Chemo war er eigentlich über den Berg, aber Corona hat ihm den Rest gegeben.“ Sein Chef sei bis dahin Impfskeptiker gewesen. Danach nicht mehr.

**11.23 Uhr. Dong Xuan Center, Nichtenberg**  
In Halle 1 riecht es nach Liedeluppe und Nagellack. Das Dong Xuan Center ist ein vietnamesischer Mikrokosmos mitten im Berliner Osten. Auf dem langen Gang der Markthalle, einer bunten Allee aus Pho-Küchen, Kleidungsgeschäften, Handyläden, Friseur und Supermärkten ist es leerer als sonst.

„Gerade in den letzten zwei Wochen hat man das gemerkt“, sagt Quan Tran in seinem Geschäft. Seit über zehn Jahren verkauft der 59-Jährige hier mit seiner Frau Schmuckpapier, Einkaufstüten und rote Umschläge. Neulich mussten sie für acht Tage schließen.

Über Weihnachten war die erwachsene Tochter zu Besuch gekommen, die in New York studiert. „Einen Tag vor ihrem Rückflug fiel ihr Test positiv aus.“ Es erwischte die ganze Familie. Milde Verläufe, erklärt Tran gelassen. Und die eine Woche würden seine Frau und er finanziell schon wegstecken.

Selbst Omikron hat etwas Gutes, meint Tran lächelnd. In wenigen Tagen ist Tet, das vietnamesische Neujahrstfest. Unverhofft kann er es nun mit seiner Tochter verbringen. Ihren Flug nach New York hat sie um drei Wochen verschoben.

**12.57 Uhr. Khadija-Moschee, Heinersdorf**  
„Salam aleikum“, flüstert ein Mann mit schwarzer Schirmmütze und huscht in den Gebetsraum. 37 weitere Muslime wiegen bereits ihre Körper im Gebet. Der Mann rollt seinen Teppich neben einem gläubigen aus, der ihn begrüßt. Schulter an Schulter wollen sie beten, doch sie werden unterbrochen. Jemand weist auf die Klebstreifen am Boden: In 1,5 Metern Abstand markieren sie, wo die Teppiche liegen dürfen. Der Mann mit der Schirmmütze sucht sich einen anderen Platz.

Vorne beginnt Imam Said Ahmad Arif seine Predigt. „Wir müssen vorsichtig sein und uns an die Maßnahmen halten“, sagt er. „Wenn wir das tun, hindert uns nichts daran, gemeinsam zu beten.“ Er steht hinter einer Plastikscheibe, kann deshalb die Maske abnehmen, anders als die Männer, die seinen Worten lauschen. „Die Situation ist verzwick“, sagt der 36-Jährige späthalb Jahren Pflegeleiter wurde, war Ronkowskis selbst einer von ihnen. Die Arbeit „am Bett“ fehle ihm, in den ersten beiden Wellen sei er ab und zu eingesprungen. „Die aktuelle Situation bringt uns alle an die Belastungsgrenze und manchmal leider auch darüber hinaus“, sagt Ronkowskis. „Ich setze deshalb alles daran, das Team zu motivieren.“

„Während der Festtage haben wir der Gemeinde empfohlen, zu Hause zu bleiben, damit sich in der Moschee niemand ansteckt. Wir haben eine Anleitung für die Gebete herungeschickt.“ Das habe aber zu gut funktioniert. Jetzt seien die Leute bequem geworden – und kämen nicht mehr wieder. Zum gut besuchten Freitagsgebet seien früher bis zu 250 Personen erschienen, heute höchstens 80, verteilt auf mehrere Räume.

**13.40 Uhr. Regionalexpress, Bahnhof Wannsee**  
Die Fahrgäste kramen nach ihren Tickets, einige ziehen ihre Masken zurecht – nur ein Mann richtet sich trotzig auf. Die Kontrollleurin bleibt ruhig. „Ich muss Sie darauf hinweisen, dass in unseren Zügen die Maskenpflicht...“ Der Mann lässt sie nicht ausreden. Er sehe nicht ein... „Er dürfe ja wohl noch...“ Einige Fahrgäste mischen sich ein. „heyhey, ganz ruhig“, was den Mann noch wütender macht. Am Bahnhof Wannsee belegen ihn zwei Sicherheitskräfte aus dem Zug.

**14.52 Uhr. Kleo-Apotheke, Wedding**  
Stefan Feucht stellt noch schnell ein Impfpfzifikat aus, bevor er hinter der Plexiglasscheibe hervortritt: „Der Ansturm ist gerade vorüber. Keine Kleinigkeit hier, denn die Belegschaft ist am Limit. Hinten im Büro deutet Feucht auf den Dienstplan: „Sechs von neun Mitarbeitenden sind ausgefallen.“ Alle krank oder nur Kontaktperson? – „Wir sind seit zwei Jahren jeden Tag Kontaktperson, danach könnten wir gar nicht gehen.“ Manche Kunden kämen selbst nach drei positiven Selbsttests nicht in Quarantäne. „Eigentlich leitet Feucht, 33, eine Filiale in der Seestraße, 300 Meter weiter, jetzt improvisiert er, um beide Läden am Laufen zu halten. „Die Öffnungszeiten haben wir schon aufs gesetzliche Minimum gekürzt.“ Auch das Labor für Rezepturen im Nebenraum schlummert, stattdessen lagern dort kistenweise Antigentests.

„Ein, zwei Tage hält man die Belastung aus“, sagt Feucht, aber sie bekämen ja zusätzlich die Angst und die Aggression der Leute zu spüren. Fake-Impfpassweise? Mehrmals täglich, seit Wochen. „Einmal standen zwei Minuten vor Ladenschluss drei breite 1,95-Riesen vor mir, die dringend ihre gefälschten Impfpassweise zertifiziert haben wollten.“ Er habe dann zu seiner eigenen Sicherheit gesagt, er sei weg. Solche Fälle will die Apotheke gesammelt anzeigen.

**15.03 Uhr. Rosenthaler Platz, Mitte**  
Heiner von Marschall fährt am Taxistand ein. Der 55-Jährige schaut durch die Windschutzscheibe: Autos, Radfahrer, eine Tram rasen über den Verkehrsnoten mit fünf Abzweigen. „Auf den Rosenthaler ist Verlass. Früher oder später geht’s immer.“ Auch wenn er manchmal lange auf Kunden warten müsse.

„Viele Berliner Taxifahrer haben finanzielle Sorgen“, sagt von Marschall. Wenn sie zum Chef ins Büro kämen, müssten einige sagen: „Ich kann dir nicht alle Einnahmen geben, sonst kann ich keine Miete nicht bezahlen.“ Um über die Runden zu kommen, betrieben viele Selbstausbeutung, Überstunden seien üblich. Von 8500 Fahrern seien nur noch 6000 übrig.

Im Dezember brach mit abgesagten Weihnachtsfeiern die Kundschaft ein, im Januar lagen die Gehälter bei 40 Prozent dessen, was vor Corona verdient wurde. Auch von Marschall ist seine Stammklientel weggebrochen: Partytouristen, die sich am Wochenende ohne Hotel durch Berlin clubbten. „Am Montagmorgen habe ich sie dann zum Flughafen gefahren, damit sie um neun Uhr in London im Büro sitzen konnten.“

Als es mit den Corona-Leugnern anfing, sei er oft angeschnauzt worden: „Eh, nimm den Maulkorb run-



**07.29 Uhr** Marek Ronkowskis Schicht beginnt erst in einer halben Stunde, wegen Omikron sitzt der Intensivpflegeleiter aber schon seit 6.30 Uhr im Büro.



**12.57 Uhr** Über die Festtage hat Imam Said Ahmad Arif seiner Khadija-Gemeinde Anleitungen fürs Beten zu Hause geschickt. Das hat zu gut geklappt. Die Leute kämen nicht wieder.



**15.03 Uhr** Auf den Rosenthaler Platz sei Verlass, sagt Taxifahrer Heiner von Marschall. Auf seine Stammklientel leider nicht mehr – die Clubtouristen fehlen sehr.

Kindergärtnerinnen und Kneipiers, Obdachlose und Opernsänger – die neue Virusvariante macht ganz Berlin nervös. Nicht nur die Politik hofft auf einen milden Verlauf. Szenen einer Stadt im Alarmzustand

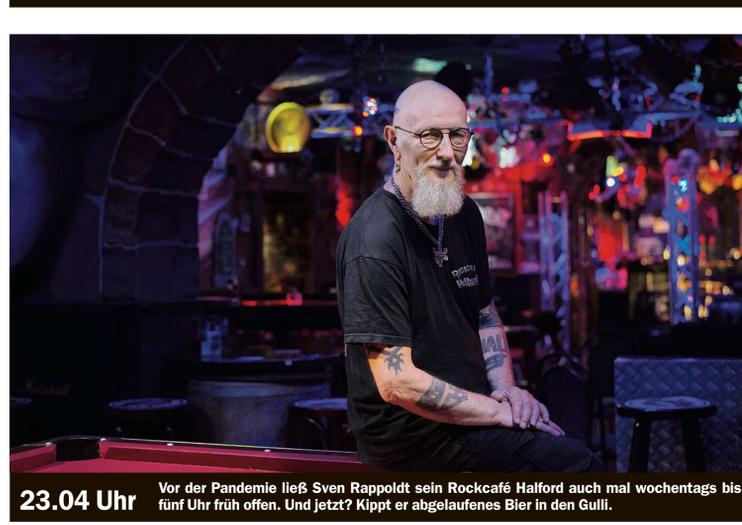
VON CORNELIUS DIECKMANN, ALEXANDER KAUSCHANSKI UND KATHARINA KUNERT  
FOTOS: NASSIM RAD



**16.12 Uhr** Seit ihr Partner positiv getestet wurde, campiert Franziska Wöckel im Wohnzimmer ihrer Wohnung. Ihr achtjähriger Sohn hat eine „richtige Corona-Angst“ entwickelt.



**20.42 Uhr** Die Notunterkunft der Stadtmission in Moabit beherbergt 100 Obdachlose. Infektionen sind unvermeidbar, sagt Leiterin Anna Behnke, aber Erfrieren sei schlimmer als Corona.



**23.04 Uhr** Vor der Pandemie ließ Sven Rappoldt sein Rockcafé Halford auch mal wochentags bis fünf Uhr früh offen. Und jetzt? Kippt er abgelaufenes Bier in den Gulli.

ter!“ Mittlerweile sei es besser. Die meisten würden, wenn auch manchmal widerwillig, eine Maske tragen. Bei von Marschall geht eine Nachricht ein: Ein Kunde wartet an der Brunnenstraße. Der Taxifahrer drückt aufs Pedal und verschwindet hinter der Ecke.

**15.46 Uhr. Kindergarten, Neukölln**  
Lautes Lachen dringt aus dem Erdgeschoss eines Neuköllner Wohnhauses. Erzieherin Ricarda, 26, trommelt mit ihren Fingern auf dem Tisch. „Kommando hoch! Kommando runter! Kommando Pimperle!“, ruft sie den jauchzenden Kindern zu. Hinter ihr stellt Patrick, 31, Spielzeug in den Schrank.

Die Eltern und Erzieher haben in diesen Tagen weniger zu lachen. „Ein Mädchen bekam gestern im Laufe des Tages Fieber“, erzählt Patrick nach Kitaschluss. Ihr Schnelltestergebnis fiel positiv aus. „Sollte ihr PCR-Test das auch sein, müssten wir dichtmachen.“

Es klopft an der Tür. Eine Mutter will ihr Kind abholen. „Ich habe mich ganz doll beeilt, Maus, jetzt möchte ich, dass du dich auch beeilst“, ruft sie mit FFP2-Maske durch die Tür. Eltern müssen während der Pandemie draußen bleiben. „Die Kleinsten bei uns kennen kein Leben vor Corona“, sagt Ricarda. „Seit ihrer Geburt tragen Menschen in Innenräumen Masken.“ Angst vor dem Virus hätten die meisten Kinder aber nicht. Zu abstrakt, der Gedanke. Immerhin das.

Einige Stunden später bekommen Patrick und Ricarda eine Nachricht: Der PCR-Test des Mädchens ist positiv. Die Kita muss schließen.

**16.12 Uhr. Pankow**  
„Manchmal denke ich, ich werde völlig irre“, sagt Franziska Wöckel. Die 47-Jährige sitzt in ihrer Wohnung in Pankow mit ihren zwei Kindern – und dem mit Corona infizierten Lebenspartner. „Nach 13 Tagen ist sein PCR-Test noch immer positiv. Er ist im Schlafzimmer, ich campiere im Wohnzimmer“, sagt Wöckel am Telefon. Wenn ihr Partner herumläuft, dann nur mit FFP2-Maske. Aufstehen erlaubt. Tage zu kräftezehrend für ihn. Kochen wäre zu riskant für den Rest der Familie. Also muss sie, wegen einer Erkrankung selbst Risikopatientin, die Aufgaben alleine bewältigen.

Gemeinsam betreibt das Paar ein IT-Unternehmen. Vor ein paar Tagen, erzählt Wöckel, habe sie ein Vorstellungsgespräch per Video call geführt – im Hintergrund tanzte ihr achtjähriger Sohn. Er war nicht in der Schule, weil seine Sitznachbarin positiv auf das Coronavirus getestet worden war. Heute dann die große Enttäuschung: Der PCR-Test des Sohnes ist negativ.

„Es ist ein Wunder, dass wir uns nicht schon bei meinem Partner angesteckt haben“, sagt Wöckel. „Mein Sohn hat richtige Corona-Angst und ist vor ihm weggerannt, als klar war, dass er sich infiziert hat.“ Auch für die zwölfjährige Tochter sei die Situation schwierig: „Zu Beginn der Pandemie hat sie sich ganz in sich zurückgezogen. Sie wollte sich mit niemandem mehr treffen.“ Inzwischen gehe es ihr wieder besser.

Immerhin der Sohn konnte im Lockdown mit den Nachbarkindern spielen: Die Familien hätten sich als Kontaktpersonen verabredet, die sich sonst von Ansteckungsrisiko fernhalten. „Ich fühle mich schlecht bis gar nicht geschützt“, sagt Wöckel. „Ich bleibe zu Hause, lasse meine Kinder impfen. Aber alles in allem sind wir ausgeliefert. Und wir sind noch privilegiert.“

**16.41 Uhr. S-Bahnhof Frankfurter Allee, Friedrichshain**  
Gedrange auf dem Bahnsteig der Bobbekehr hat begonnen. Flankiert von zwei Ringbahnen nörgelt ein Mann, der einen Fahrradanhänger durch die Menge zieht: „Is’ ja wie bei Dante Alighieri hier.“

**17.02 Uhr. Taubenstraße, Mitte**  
Die IT Service Omikron GmbH, gegründet 1983, produziert Software für den öffentlichen Sektor. Seit dem 15. Januar hat, macht nicht ins Bürgeramt.“ Nach all den Strapazen besorgt Corona ihn gerade am wenigsten. „Ich komme aus der Sowjetunion, ich habe schon Härteres überlebt.“

Behnke tritt vor die Tür, grüßt eine rumänische Obdachlose. Die Leiterin trägt keine Winterjacke, kalt sei ihr nicht. „Neulich stand ich draußen im Schnee und musste einem Rumänen erklären, dass er Corona hat.“ Er habe angefangen zu weinen, erzählte, dass sein Bruder vor Corona gestorben sei. „Ich habe ihm gesagt, dass er wieder gesund wird.“ Da habe sie gefloren.

**17.28 Uhr. Görlitzer Park, Kreuzberg**  
Mit Einbruch der Dunkelheit verlassen die letzten Spaziergänger den Görlitzer Park. Wer jetzt noch hier durchläuft, eilt schnellen Schrittes durch die Kälte. Unweit des Eingangs wacht eine Gestalt, tätowierter jünger Besucher. Toimu, 21, ist einer von vielen jungen Männern, die hier Drogen verticken. Ein Mann betritt den Park. Toimu hechtet los. „Was brauchst du Weed? Coke?“ Der Mann winkt ab. Während Toimu zurück auf seine Stelle läuft, richtet er seine Baskenmütze.

„Heute habe ich noch gar nichts verkauft“, erzählt er auf Französisch. Winter, Omikron, geschlossene Clubs. Seit das Nachtleben ruht, würden auch weniger Menschen Drogen im Park kaufen. Unter den Dealern habe deshalb die Konkurrenz zugenommen. „Es ist ein Kampf geworden.“ Nicht einer, gleich mehrere stürzten sich auf jeden Parkbesucher. Dealergruppen hätten den Park untereinander aufgeteilt. „Es gibt Stress, wenn ich außerhalb meines Territoriums versuche, etwas zu verticken.“ Tagsüber machte die Polizei in großen Teams den Dealern die Arbeit schwer. Dann müsste Toimu vorsichtig sein, könne nichts verkaufen. Die Beamten selbst seien nicht aggressiv. „Sie halten uns an. Wir zeigen unsere Papiere. Sie lassen uns laufen.“

Toimu hat kein Zuhause. Abends geht er in eine nahe gelegene Obdachlosenunterkunft. „Als ich vor sieben Jahren aus Guinea kam, wollte ich Mechaniker werden.“ Dann sah er, wie viele seiner Freunde teure Kleider trugen. Er wollte dazugehören, verkauft seitdem Drogen. Für eine Arbeitserlaubnis müsste er besser Deutsch lernen. Dafür bleibe aber keine Zeit. „Jetzt muss ich dealen, um zu überleben.“

**18.46 Uhr. Kottbusser Tor, Kreuzberg**  
Vor einem Bürgerladen wartet eine Horde Fahrradkurier auf die Bestellungen ihrer Kunden. So viele sind es, dass Passanten nur mit Ausweichmanövern vorbeikommen. „Mal wieder eine Katastrophe“, murmelt ein Mann mit quadratischer Lieferatsche auf dem Rücken. Abseits des Gedränges redet sich Jonas, 25, knallorange Jacke, eine Zigarette. In letzter Zeit gebe es oft

Staus vor bestimmten Restaurants. „Die Infektionen steigen, draußen ist es kalt. Die Leute bestellen wieder mehr Essen.“ Bis zu 30 Minuten müssten die Kurier hier warten, bis sie die Bestellung ausfahren können. Die Arbeitsbedingungen seien nicht ideal. „Für elf Euro die Stunde riskieren wir ständig, uns mit Corona anzustecken.“ Anders als zu Beginn der Pandemie seien die Kunden nicht mehr dankbar, eher gleichgültig.

Jonas zieht an seiner Zigarette. Eigentlich studiert er Sportwissenschaft. Nach 20 Wochenstunden als Fahrradkurier habe er aber keine Energie mehr für Sport. „Die Kälte, der Wind und das Glatteis machen Radfahren in Berlin anstrengend und gefährlich.“ Zumindest lerne man beim Warten ab und zu nette Leute kennen. Aber viele bekannte Gesichter seien mittlerweile verschwunden. Weil der Job so auslaugend und die Bezahlung schlecht sei, würden viele kündigen. „Und ich muss sagen, dass ich auch darüber nachdenke.“

**19.30 Uhr. Staatsoper Unter den Linden, Mitte**  
„Jetzt kommt eine ungewöhnliche Ankündigung“, sagt Operndirektor Tobias Hasan. Leicht verlegen steht er auf der Bühne, auf der gleich „Ariadne auf Naxos“ von Richard Strauss beginnen soll, und zählt eine Rolle nach der anderen auf, die in anderer Besetzung gespielt wird. „Mein Herr, die meisten Kinder aber nicht. Zu abstrakt, der Gedanke. Immerhin das.“

Einige Stunden später bekommen Patrick und Ricarda eine Nachricht: Der PCR-Test des Mädchens ist positiv. Die Kita muss schließen.

„Passend zur Realität dreht sich die Handlung von „Ariadne auf Naxos“ um Wirrungen vor einer Aufführung. Im Stück soll eine schlüpfrihre Komödie gleichzeitig mit einer tragischen Oper dargestellt werden – eine spontane Zusammenlegung. Nach allerhand Verwicklungen gelingt die Vorstellung überraschend gut.“

Nach der Pause setzen sich einige auf bessere, leer geliebene Plätze, für die sie sonst das Doppelte hätten zahlen müssen. Als am Ende die gesamte Besetzung auf die Bühne tritt, bekommt ein Darsteller besonders großen Applaus: der Haushofmeister. Nach seiner Verkündung wischt er sich mit dem Handrücken imaginäre Schweisstropfen von der Stirn. Das Publikum jöhlt.

**20.42 Uhr. Stadtmission, Obdachlosenunterkunft Moabit**  
Es ist diesig, nass und kalt. Anna Behnke, Leiterin der Notübernachtung für Obdachlose, geht energisch an wartenden Menschen vorbei. Vor der Ambulanz betreten Mediziner einen Mann, der zuckend am Boden liegt. „Ein Krampfanfall“, kommentiert die 29-Jährige. „Passiert häufig bei Alkoholkonsum.“

Pro Nacht kann die Notunterkunft der Stadtmission 100 Personen beherbergen. Trotz regelmäßiger Tests infiziert sich täglich Obdachlose, die in engen Räumen mit anderen Menschen schlafen, sagt Behnke. „Lassen wir mehr Leute rein, riskieren wir mehr Ansteckungen. Schicken wir die Leute weg, müssen sie draußen schlafen. Ihnen droht der Kälteod.“ Erfrieren sei schlimmer als Corona, also würden die Mitarbeitenden die Unterkunft häufig bis zum letzten Bett füllen.

Covid-Kranke, zuletzt Behnke, können auf Quarantänestationen der Bobbekehr unterkommen. „Viele Corona-Positive müssen wir allerdings wegschicken.“ Weil die 60 Plätze auf den Stationen voll seien, müssten die Infizierten dann im Park übernachten.

Draußen wartet Alexander, 42, aus der Ukraine. Vor einigen Wochen habe er alle seine Dokumente verloren, seine Aufenthaltsgenehmigung, seinen Impfnachweis. „Ich konnte keine Geschäfte betreten, konnte nicht ins Bürgeramt.“ Nach all den Strapazen besorgt Corona ihn gerade am wenigsten. „Ich komme aus der Sowjetunion, ich habe schon Härteres überlebt.“

Behnke tritt vor die Tür, grüßt eine rumänische Obdachlose. Die Leiterin trägt keine Winterjacke, kalt sei ihr nicht. „Neulich stand ich draußen im Schnee und musste einem Rumänen erklären, dass er Corona hat.“ Er habe angefangen zu weinen, erzählte, dass sein Bruder vor Corona gestorben sei. „Ich habe ihm gesagt, dass er wieder gesund wird.“ Da habe sie gefloren.

**23.04 Uhr. Rockcafé Halford, Friedrichshain**  
Acht Kunden. Acht „Männeken“, wie Sven Rappoldt sagt – und zwar insgesamt, seit er am 15. Januar hat. Macht einen Gast pro Stunde. Macht vielleicht 130 Euro Einnahmen. Macht einen dreistelligen Verlust. Rappoldt winkt ab. Kennt er kaum mehr anders.

Der 62-Jährige sitzt am Tresen seines „Rockcafé Halford“ und nippt an einer Tasse Kaffee. „Bis 2019 hab’ ich hier wochenlanges vier, fünf, morgens zugenommen.“ Das ist die freundliche Variante. Vor einer Weile nach deren Leadsänger Rob Halford die Kneipe heißt, vor Jahren in Berlin spielten, sei „der Meister“ höchstpersönlich samt Band zur Aftershowparty gekommen.

Rappoldt – Totenkopfführer, tätowierter Glatze, dem Meister“ visuell überhaupt sehr ähnlich – hat das Halford 1992 gegründet. Seit zwölf Jahren ist die mit Metal-Devotionen überfüllte Bar in einem Friedrichshainer Eckhaus behäuselt. Rappoldt führt sie gemeinsam mit seiner Frau Simone. Momentan nur mit Mühe.

Letztes Jahr, als sie monatelang schließen mussten, stand er draußen und hat „abgelaufene Astra- und Desperados-Flaschen in’n Gulli jekloppt“. Vorher habe er nicht mal gewünscht, dass das Zeug ein Verfallsdatum hat. Um 23.11 Uhr erscheint Kunde Nummer 9. Ein Engländer, der zwei Bier und eine Packung Chips vertilgt und keinen Cent Trinkgeld gibt.

Um 23.32 Uhr wankt Kunde Nummer 10 durch die Tür. „Der is’ doch stramm wie ‘ne Kuh“, diagnostiziert Rappoldt – und schickt den Mann nach Hause, der alkoholisch sediert keine Widerrede leistet, nur nett winkt. Das ist die freundliche Variante. Vor einer Weile musste Rappoldt einen Monteur rausschmeißen, weil der ihm mit Impf-Verschörungstheorien kam. „So’n Scheißdreck brauch’ ich hier nicht“, sagt Rappoldt. Zwei Tage vorher war seine Schwiegermutter an Covid-19 gestorben. Jüngst musste der Kneipier sogar eine seiner fünf Angestellten gehen lassen, nach sieben Jahren, weil die von Ähnlichem faselte.

Um 23.57 Uhr sagt Rappoldt zu seinem Barkeeper: „Komm, Peter, mach zu, ist tote Hose.“ Im Raucherraum, wo einst Judas Priest zwischen Dartscheiben und Flipperautomaten feierten, quamt Rappoldt noch zwei, drei... sieben Zigaretten und redet über allerlei, das in einer besetzten Welt mit seinem Lebensinhalt Metal nichts zu tun hätte. Kurzarbeitergeld, Novemberhilfe, Test-Apps. Montag bis Mittwoch mache er gar nicht erst auf. „Ware Goldverbreiner.“ „Is’ alles scheiße leider“, sagt Rappoldt und lacht. Um 1.17 Uhr lässt er die Fensterläden runter. Und raucht noch eine, bevor er in der Nacht verschwindet.